

# Zu den Bildern von Moriz von Schwind

Autor(en): **O.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571781>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mitten im Kriegselend; denn ein Zug mit Blessierten und Schwerkranken suchte den Weg nach Neuenburg. Zugleich hörte man die Bestätigung, daß in Pontarlier hundertundzwanzigtausend Franzosen, größtenteils in kläglichem Zustand, so gut wie abgeschlossen seien. Des fernern vernahm man, daß in Paris der Pöbel auf die Mobilgarde und das Stadthaus geschossen.

„Dreiprozentige: fünfzig! Suez 225!“ ergänzte eine quiekende Stimme.

Als Kiemer vom Fuhrwerk abstieg und seine Rechnung in Ordnung brachte, fühlte er sich vom Frost geschüttelt. Das unregelmäßige Leben während der letzten Tage, die Aufregung und nun auch noch der Anblick der Krankenwagen, es trug alles miteinander dazu bei, seine Gesundheit zu erschüttern.

Groß war natürlich die Sorge, ob ein Unterkommen zu finden sei. Wider alles Erwarten geriet es ohne allzugroße Schwierigkeit und zwar abermals durch Nestel und eben bei der von allen Handelsreisenden vielgepriesenen Wirtin, die sich durch ihre treue Fürsorge für ihre sogenannten Pflegekinder den Ehrennamen la mère des voyageurs erworben hatte. Nestel hatte seine nächstens bevorstehende Ankunft bereits gemeldet und nicht unterlassen, einen Kollegen und demnächstigen Nachfolger zu avisieren, der vielleicht noch vor ihm eintreffen würde. Der durchgefrorene Kiemer wurde also von der Witwe, trotz aller Geschäftsüberhäufung, aufs freundlichste aufgenommen und, fast wie ein aus der Fremde heimkehrender Sohn, recht mütterlich scharf ins Auge gefaßt.

„Sie müssen früh zu Bette,“ sprach Madame Regnier; „Sie sehen ja fast aus wie die von Pontarlier!“

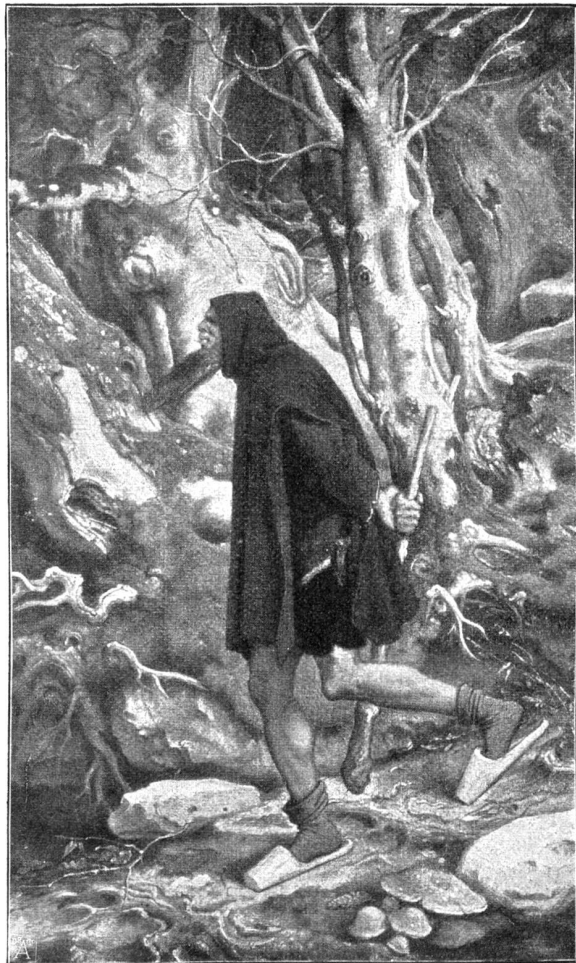
Kiemer fühlte, daß die Wirtin vollkommen im Recht war. Doch als er Speis und Trank zu sich genommen und auch hier wieder durch das Ab- und Zugehen neue aufregende Berichte vom Kriegsschauplatz zu hören bekam, da hatte er seinen Zustand gar bald vergessen. Zudem hegte er die Hoffnung, unter den anwesenden Bernertruppen einen persönlich Bekannten aufzuspüren. Er machte sich also auf den Weg, den Ort abzusuchen und zugleich bei den Häusern vorzusprechen, wo er Geschäfte machen sollte. Es ging ihm nicht besser als bei den Vaudois. Ueberall wurde er kurz abgewiesen. Im Dienst war der eine, der andere war bei den Freiwilligen, die sich der Krankenpflege annahmen. Der ganze Kanton hatte ja alle Hände voll zu tun, den eigenen Mannschaften, die auf den ausgesetzten Punkten auf Postständen, mit dem und jenem nachzuhelfen, und dann galt es, die Hilfslosen, die von allen Seiten vereinzelt und truppweise hereinströmten, unterzubringen, weiterzubefördern; zugleich mußte man für das eigene Haus besorgt sein, daß es nicht von den Fremden mit Typhus oder Blattern angesteckt wurde.

(Fortsetzung folgt).

## Zu den Bildern von Moriz von Schwind.

Auch wenn Meister Schwind nicht unser Landsmann ist, so steht er doch wenigstens uns Deutschschweizern in seinen Schöpfungen so nahe, daß wir wohl zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages auch mit ein paar Proben seiner

Kunst her austreten dürfen. Heute jubeln ja selbst die Franzosen einem deutschen Genius wie Richard Wagner enthusiastisch zu. Und ein solcher Deutscher, der Deutschen einer ist Moriz von Schwind — ein Romantiker von echt deutschem Gepräge! Als ein joviales Wienerkind tritt er uns entgegen, sowohl seinem Aeußern als auch seinem ganzen Wesen nach. Zu Wien geboren den 21. Januar 1804, kam er 1828 nach München, weiter nach Karlsruhe und Frankfurt a. M., lebte dann, von 1847 an, wieder zu München als Professor an der Akademie und ist dajelbst gestorben den 8. Februar 1871. Am reichsten ist er in der Gallerie des Grafen Schack vertreten, dort auch finden sich die Originale der drei von uns mitgeteilten Bilder; viel gerühmt sind u. a. Schwinds Fresken auf der Wartburg, die Momente aus dem Leben der heiligen Elisabeth voranschaulichen. — Wie reizend hat uns der Künstler in dem Gemälde „Die Hochzeitsreise“ ein eigen Stück Leben erzählt, erzählt, was er selber empfunden, als er sein junges Weib heimführte! Denn der junge Gemann ist Schwind selbst; dem Hausknecht aber hat er mit schalkhaftem Humor die Züge seines Freundes, des Komponisten Franz Lachner (1803—1890), verliehen. Dies ist nicht der einzige Fall, daß sich der Künstler selbst in eine seiner Kompositionen hineingebracht hat. Auch in dem Bild, das die „schöne Melusine“ auf der Sonnenhöhe ihres Lebens zeigt, steht links im Hintergrund Meister Schwind, und seine Gattin neben ihm blickt entzückt auf das sich darbietende Familienglück, tragen doch Melusines Kinder die Züge ihrer eigenen! — Auf unserm Bilde aber, wie heimelig mutet uns dieses Städteinnere an, „umflossen von einer Morgensonne, deren Schein Menschen und Tiere behaglich zurückstrahlen!“ Dieses Landstädtchen, auf dessen Marktplatz mit dem patriarchalischen Wirtshaus und mit dem altmodischen Krämerladen



Rübezahl. Nach dem Gemälde von Moriz von Schwind in der Schack-Gallerie zu München.

die Berge herein schauen, wo unter der Linde der alte Brunnen rauscht, es könnte ganz wohl auch irgendwo in unserm Vaterlande liegen! Die Leser der „Schweiz“ werden vielleicht an eine Originalzeichnung von Victor Tobler gemahnt im vierden Jahrgang (1900), S. 393; da sieht man in eine Straße von Bergün mit der schweizerischen Alpenpost. Oder es kommt ihnen unwillkürlich die Erinnerung an eine im letzten Band zwischen S. 40 und 41 wiedergegebene Radierung Evert van Nuydens, die statt der Unterschrift: „Erfrischung beim Traubenwirt“ auch den Titel „Aus der guten alten Zeit“ führen könnte. — Der „Elsentanz“ läßt uns an Goethes „Erlkönig“ denken: „Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn . . .“, und der „Kübezahl“ gibt uns ein Stück deutschen Waldes mit zerklüfteten Stämmen und knorrigem Wurzelwerk. — Schwinds eigentliches Stoffgebiet war das deutsche Märchen, und die von ihm mit Geschmack und Humor aufgefäzten Märchenzenen gehören zum Besten, was die romantische Malerei überhaupt geschaffen hat. Schwind hat uns das Märchen vom „Gestiefelten Kater“ im Bild erzählt, das Aschenbrödel (1849), das Märchen von den sieben Raben (1858) usw.; sein Schwanengesang wurde der Zyklus zum Märchen von der schönen Melusine (1869); die Wappen mit Reproduktionen der beiden letztgenannten Bilderzyklen liegen auch bei uns in der guten Stube manches Privathauses auf. — Wir schließen mit Worten, die unlängst Richard Muther dem Andenken Schwinds gewidmet

hat\*): „. . . Sein Name weckt die Erinnerung an würzige Waldesluft, an Farrenfraut, moosüberwucherte Felsblöcke und krauses Wurzelwerk, an verwitterte Klaußen, vor denen uralte Einsiedler sitzen, an Gichtfäzchen, Nehe und all das andere Götter, das die deutschen Wälder belebt. Tanneck hieß das Landhaus, das er am Starnbergersee bewohnte. Und der Duft von Tannenzapfen strömt aus seinen Werken entgegen. — Mehr noch! Er malt die Seele des deutschen Waldes — das Märchen. Es war die große Tat der romantischen Schriftsteller, daß sie den vergrabenen Schatz der deutschen Volksmärchen hoben. Achim von Arnim schenkte der Welt „des Knaben Wunderhorn“; Tieck schrieb seine herrlichen Elfenmärchen, Clemens Brentano brachte jene köstlichen Erzählungen vom Vater Rhein, von den Nixen und dem kristallinen Schlosse drunten in der Tiefe des grünen Stromes. Die Brüder Grimm gaben die Hausmärchen und die deutschen Sagen heraus, all jene Geschichten vom Nottkäppchen, dem Dornröschen und dem Blaubart, dem gestiefelten Kater, der schönen Magelone und dem blonden Eckert. Schwind, als erster Maler, nahm von diesem Wunderreich Besitz. Man spricht seinen Namen aus — und Deutschland ist bevölkert von Kobolden und Feen, von Nixen und Zwergen, von Nixen und Wasserfrauen. Kübezahl streift durch den Gebirgswald, um die Flüsse und Weiher schweben Elfen; Gnomen und Guckemännlein kriechen aus den Felspalten hervor . . .“

\*) in der Schwind-Nummer der Münchner „Jugend“.

## Drei Gedichte von Hans Kaeslin (Aarau).

### Sommer.

Und leise singend schreit' ich hin  
Zur Sommerzeit am Waldesrand;  
Es geht der Wind durchs hohe Korn  
Und fernhin übers grüne Land.

O sag, mein Herz, woher der Sang?  
Woher die stille Seligkeit?  
„Mich mahnt des Sommers junge Pracht  
An deiner Jugend ferne Zeit.“

Ich denk' des Schloßleins auf der Höh'  
Im waldumkränzten stillen Tal,  
Ich denk' des breiten Lindenbaums  
Beim hochgewölbten Burgportal.

Wer ist der Knabe mit dem Buch,  
Der einsam ruht in wachem Traum?  
Die weißen Wölklein sucht sein Aug',  
Die droben zieh'n im blauen Raum.

Doch sieh! Nun wendet er das Haupt  
Zur kühlen Laube nah' dem Haus:  
Es tafeln wilde Jungen dort,  
Und frohes Lachen schallt daraus.

Und bei dem Tische kommt und geht  
Ein feines Kind in lichtigem Haar,  
Bückt leise scherzend sich hinab  
Und dient der jugendlichen Schar.

Er weiß: ein halbes Stündlein noch,  
Und ringsum wird es stille sein,  
Dann glänzt auf mittagheißem Hof  
Ein rosa Kleid im Sonnenschein.

Dann wendet sie zum Lindenbaum  
Mit leichtem Schritte wohl den Fuß,  
Dann neiget sich ihr blondes Haupt  
Zum leisen, mädchenstehenem Gruß.

Dann ruht in froher Sommerzeit  
Ein schweigend Paar am Waldesrand,  
Blickt nach dem windbewegten Korn  
Und fernhin übers grüne Land.“

### Leidenschaft.

Ihr Gaukelträume seid versucht, versucht!  
Hab' ich umsonst mein zuckend Herz bezwungen  
Und endlich, endlich Frieden mir errungen? —  
O, daß ihr stets aufs neue mich versucht!

Nun rast durch mein Gehirn in toller Flucht  
Der Wünsche wildes Heer, und heiße Tränen  
Preßt mir ins Auge hoffnungsleeres Sehnen . . .  
Ihr Gaukelträume seid versucht, versucht!

Vergangne Nacht stand wieder ich bei ihr.  
Sie gab, wie einst, die Hand mir unbefangen,  
Das Kinderlächeln auf den lieben Wangen,  
Und wortlos uns verstehend, schritten wir.

### Trost.

Und wenn sie dich quälen und dich nimmer versteh'n,  
Dann sollst du zur stillen Bergeshöh' geh'n.

Dort über den Felsen am Waldesrand,  
Da blicke du hin übers weite Land!

Von den hohen, hohen Bergen kommt das Wasser daher,  
Und es will sich ergießen ins tiefe Meer.

Und es hebt sich der Vogel über der grünen Au,  
Und schon ist er verschwunden im fernen Blau.

Und also in stiller Bergeinsamkeit  
Vergift du, ja vergift du dein eigenes Leid.

Und also vergift du dein eigen Leid  
In Demut vor der Unendlichkeit.

